



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Teresa de Jesus

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

daß nicht alles, was an sich wertvoll und wissenschaftlich ist, auch im höhern Unterricht eine Stätte finden kann. Was für Babylon recht ist, wäre für Indien, China und Japan billig, Gebieten, mit denen uns obendrein starke Interessen der eignen Gegenwart verbinden. Wer aber die Schranken des Menschlichen kennt, der wird sie auch dem höhern Schulwesen zugestehen und von ihm nicht erwarten, daß hier einmal ein Land unbegrenzter Möglichkeiten sei.

Hier gebührt sicher dem Griechentum in der geschichtlichen Betrachtung der Vorrang, und zwar nach seinem Lebensinhalt wie wegen des lebendigen Zusammenhangs unsrer Gesittung mit den Schöpfungen von Hellas. Wenn ihm gegenüber die Behandlung des Orients, soweit der höhere Unterricht in Frage kommt, wohl stets auf ein bescheidneres Maß beschränkt bleiben muß, weil sein Leben uns ferner gerückt ist, so kann darin doch das Wünschenswerte, eine Vorstellung von seiner historischen Eigenart und Wirksamkeit gewonnen werden. Beiden Seiten kann damit ihr Recht werden. Freilich dürfen wir die großen orientalischen Kulturvölker nicht mehr in einem vorgehichtlichen Halbdunkel lassen und erst auf die Griechen das volle Licht des geschichtlichen Lebensstages fallen lassen. Diese nach den kleinen europäischen Maßen verengerte Auffassung ist heute unhaltbar: die Griechen selbst haben sie nicht gehabt, wie Herodot zeigt. Es genügt, wenn sich dem Blicke die Tatsache erschließt, daß die geschichtliche Welt nicht an irgendwelche Landesgrenzen gebunden ist, und daß das Menschheitsleben in seiner geschichtlichen Entfaltung trotz aller Abstände eine Einheit bildet. Das Leben der Gegenwart fordert eine weitere Umsicht auf allen Gebieten der Arbeit, weil wir in weitem Zusammenhängen wirken. Die höhere Bildung kann nur zum Verständnis solcher Beziehungen hinführen. Darin mag ein gewisses Recht neuer Forderungen liegen, die sich freilich immer in engen Grenzen werden erfüllen lassen. So gern wir uns für die Erkenntnis des Altertums vom Orient aus belehren lassen, so freudig wir zur Aufnahme jeder neuen, gesicherten Erkenntnis bereit sind, so sehr scheint doch noch Vorsicht geboten zu sein gegenüber einer Konstruktion des geschichtlichen Bildes, das überreich an unsichern Annahmen ist.



## Teresa de Jesus



on Quijote sieht Kriegsheere, Riesen und goldne Mitterhelme, wo der normale Mensch Schafe, Windmühlen und Barbierbecken sieht, und zu Ehren einer nicht existierenden Dame von unaussprechlicher Schönheit verrichtet er Heldentaten, die ihm ungezählte Prügel eintragen, und peinigt er seinen ausgemergelten Leib in der Waldwüste mit Bußwerken. Sollte Cervantes nicht auch ein wenig an die wunderbaren Dinge gedacht haben, die so mancher spanische

Heilige seiner Zeit geschaut und vollbracht hat? Zum Helden seines Romans konnte er freilich einen Mönch nicht wählen; das hätte die Inquisition nicht erlaubt, und eine Mönchsgeschichte mit erotischen Novellen zu schmücken, das hätte allenfalls dem italienischen, aber nimmermehr dem spanischen Volksgeiste entsprochen. Damit sollen die Heiligengeschichten nicht auf das Niveau der Rittergeschichten herabgesetzt werden. Während die weltliche Caballeroromantik Spanien in Politik, Wirtschaftsleben und Wissenschaft zum Ritter von der traurigen Gestalt heruntergebracht hat, darf es sich rühmen, durch die Visionen, die Ignaz von Loyola in Manresa empfangen hatte, in den Gang der Weltgeschichte bestimmend eingegriffen zu haben. Es soll nur bemerklich gemacht werden, daß es dasselbe Überwiegen der mit hoher Willensenergie gepaarten Phantastietätigkeit gewesen ist, was beide Erscheinungen hervorgebracht hat, und niemand kann die frappante Ähnlichkeit beider entgehn, wenn er liest, wie Ranke in seiner Geschichte der Päpste die Fahnenwacht beschreibt, die Ignaz auf dem Monserrat abgehalten hat, ehe er nach Manresa ging. Ist nun eine solche Persönlichkeit von vornherein nicht isoliert zu denken, so ist ja eben schon gesagt worden, daß sie ein Produkt des damaligen spanischen Volksgeistes war, der sich übrigens bis heute nicht wesentlich geändert zu haben scheint. In der Tat sehen wir Loyola von vielen ähnlichen Gestalten umgeben, die seine Wirkung verstärkten.

Die bedeutendste darunter ist Teresa de Cepeda y Ahumada, die sich als Nonne Teresa de Jesus\*) genannt hat. Sie wurde 1515 als das sechste von den zwölf Kindern des Ritters Cepeda zu Avila in Altkastilien geboren. Von ihren sehr frommen Eltern erbt diese Kinder eine schwärmerische Frömmigkeit, und sehr jung entwarf Teresa mit einem ihrer Brüder abenteuerliche Pläne. Bierzehnjährig, verfiel sie auf das Lesen von Ritterromanen, wurde kokett und benahm sich im Verkehr mit jungen Männern so, daß ihr Vater es geraten fand, sie zur Erziehung in ein Kloster zu schicken. Nicht dieses jedoch, sondern erst eine schwere Krankheit bekehrte sie und bestimmte sie, nach zweijährigem Aufenthalt im Elternhause gegen den Willen des Vaters heimlich in das Kloster der Karmelitinnen einzutreten; zugleich entflohr ihr Bruder Antonio in ein Männerkloster. Der Vater gab nachträglich seine Einwilligung und nahm sie, als ihr die Abtötungen des Noviziats eine neue schwere Erkrankung zugezogen hatten, wieder in sein Haus auf. In einem Kurort verschlimmerten ungeschickte Ärzte ihren Zustand dermaßen, daß sie, nach Hause zurückgekehrt, vier Tage lang in einer starrkrampfähnlichen Ohn-

\*) Leben der heiligen Teresa von Jesus, von ihr selbst geschrieben; aus dem Spanischen übersetzt von Ida Gräfin Hahn-Hahn; Mainz, 1867. — Die sämtlichen Schriften der heiligen Theresia, deutsch in vier Bänden von Gallus Schwab und Dr. Magnus Joham; Regensburg, 1869. — Briefe der heiligen Theresia, deutsch in zwei Bänden von Ludwig Clarus; Regensburg, 1852. — Der Artikel „Die heilige Theresia“ von Böckler in der Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog und Plitt.

macht lag, und daß schon die Anstalten zu ihrer Beerdigung getroffen wurden. Aber sie erwachte aus ihrer Betäubung, legte eine Generalbeichte ab, mit der ihr innerliches Leben begann, und hatte damit auch die leibliche Krise überstanden. Das geschah im Jahre 1536. Sie verlangte ins Kloster zurückgebracht zu werden — „zusammengeschrumpft, nur einen Finger der rechten Hand zu rühren fähig, in einem Leintuch getragen, weil ihr jede Berührung Schmerz verursachte“, wurde sie übergeführt —, wo sie noch acht Monate festlag, dann mit Gehversuchen auf allen vieren begann; erst nach drei Jahren konnte sie sich wieder frei bewegen. Mit Magenschwäche, Neigung zum Erbrechen und „Getöse“ im Kopfe blieb sie zeitlebens behaftet. Ihr inneres Leben nun entwickelte sich unter der Leitung ihrer geistlichen Führer, als welche ihr aber nicht ihre Beichtväter dienten, von denen sie viel auszustehn hatte, sondern asketisch-mystische Schriften, über die in diesen Schriften beschriebenen Stufen hinweg zur Höhe. Sie hat diese Stufen selbst in ihren Werken nach ihren eignen Erfahrungen noch einmal beschrieben und eine genaue Terminologie eingeführt. Das Originellste an ihrer Darstellung sind einerseits die Bilder, mit denen sie die innern Vorgänge veranschaulicht, andererseits die genaue Beschreibung ihrer ekstatischen Zustände. Sie vergleicht die verschiedenen Stadien des Weges zu Gott mit den verschiedenen Arten der Bewässerung eines Gartens. Gleich einem Gärtner, der jeden Eimer Wasser mit der Hand aus dem tiefen Brunnen schöpfen muß, hat der Anfänger auf der ersten Stufe des Herzensgebets, des betrachtenden Gebets, schwere Arbeit; er muß Meditationsstoff herbeischaffen, ihn in anstrengender Verstandestätigkeit verarbeiten und hat dabei gegen Zerstreungen anzukämpfen. Auf der zweiten und der dritten Stufe, beim Gebet der Ruhe und dem der Vereinigung, bringt die zu Hilfe kommende, Frieden und Wonne spendende Gnade große Erleichterung. Auf der zweiten Stufe besorgt eine Maschinerie das Schöpfen, auf der dritten wird der Garten mittelst kleiner Gräben bewässert, die jedes Beet um- und durchziehen. Auf der vierten Stufe, in der Entzückung, verhält sich die Seele vollkommen passiv; sie hat da nichts mehr zu tun und kann nichts tun; das himmlische Wasser fällt in Strömen auf sie hernieder. In der Seelenburg beschreibt sie die Seele als einen von sieben Höfen umgebenen Palast, die Vervollkommnung der Seele als den unter allerlei Kampf mit wüstem Getier anfangs sehr mühselig vollzogenen Fortschritt aus den äußern in die innern Höfe und schließlichen Eintritt in den von Gott mit Licht erfüllten Zentralraum. Des scheinbaren Widerspruchs, der darin liegt, daß die Seele in der Seele, also in sich selbst, eine Wandrung unternehmen solle, ist sie sich wohl bewußt; aber es sei nun einmal so. Wenn man „Seele“ spricht, müsse man sich eine Weite, eine Fülle vorstellen, ein Gebäude mit unzähligen Gemächern, die alle aus dem Zentralraume ihr Licht empfangen. Und wenn sie erfahren hätte, daß dreihundert Jahre nach ihr die Weltweisen finden würden, durch das kopernikanische System sei Gott unterstandlos geworden,

so würde sie herzlich gelacht haben, denn sie lachte oft und gern und verstand das Spaßhafte jeder komischen Situation. Gott wohnt ja, hat sie oft hervor-gehoben, in der Menschenseele, und wo Gott ist, da ist der ganze Himmel, und die Seele hat vollkommen Raum für diesen. Eines ihrer Gedichte glossiert den Zweizeiler: „O Seele, suche dich in Mir, und Mich such nirgends als in dir.“ Den Zuruf: suche dich in Mir, hatte sie einmal innerlich genommen und teilte das als ein Geheimnis ihrem Bruder Lorenzo mit.

Was dann die Ekstasen betrifft, so lehrt sie, es bestehe eigentlich kein wesentlicher Unterschied zwischen der auf der dritten Stufe schon erlangten Vereinigung mit Gott und der Verückung, die sie als vierte Stufe bezeichnet, aber der Unterschied des Grades sei so bedeutend wie der zwischen einem kleinen und einem großen Feuer; jenes vermöge nur sehr langsam, dieses im Nu ein Stück Eisen in Blut zu versetzen. Die liebende Seele gleiche einem Vöglein, das von Zweig zu Zweig aufwärts strebt, bis der Herr es nimmt, es ins Nest setzt und ihm die Ruhe gönnt. Dort „fühlt sie mit un-gemein lebhafter und süßer Freude, wie mehr und mehr ihre leiblichen Kräfte nachlassen, der Atem ausgeht, und sie in eine selige Ohnmacht versinkt. Sie kann ohne Anstrengung nicht einmal die Hand regen; die Augen schließen sich von selbst, und wollte man sie offen halten, würde man dennoch so gut wie nichts sehen. Sie kann nicht lesen. Buchstaben erkennt sie, doch nicht den Sinn, den Zusammenhang; der ordnende Verstand ist anderwärts beschäftigt. Ihre Sinne dienen ihr also nicht mehr; ja sie stören die Seele im Genuß reiner Wonne und hemmen ihn. Umsonst würde sie versuchen zu reden; sie vermag nicht Worte zu finden und hat nicht die Kraft, solche auszusprechen. Je mehr alle äußern Kräfte nachlassen, desto mehr nehmen die innern zu, desto größer wird ihre selige Wonne. Auch nach außen hin gibt sich die hohe Freude zu erkennen, die sie genießt.“ Wer sie gekostet hat, und wer erfahren hat, daß sie endloser Steigerung fähig ist, der würde gern im irdischen Leben alle erdenkbaren Martern erdulden, wenn er wüßte, daß er dadurch seine dauernde Seligkeit im Himmel um einen Grad erhöhen könnte. Der Gesundheit schade dieser Zustand niemals. Erleide man ihn während einer Krankheit, so fühle man sich nach dem Erwachen aus ihm besser. Er dauert niemals lange, höchstens eine halbe Stunde. (Viele Nonnen hatten stundenlang während Ohnmachten, die sie für Ekstasen hielten. Teresa schreibt in ihren Anweisungen, das seien keine Ekstasen, sondern entweder wirkliche Ohn-machten infolge von Krankheit oder übermäßigem Fasten, oder es sei ein Schwelgen in angenehmen Phantasien; die Oberinnen sollten dergleichen Ohn-machten nicht dulden.) „Der Wille hält die Vereinigung mit Gott am ent-schiedensten fest, während Verstand und Gedächtnis sich recht bald wieder selbständig regen und unruhig werden. Dann muß der Wille, der in der Ruhe ist, sie wieder sanft zurück und in die Gebundenheit hineinführen. Da verbleiben sie ein Weilchen und beginnen dann wieder ihre natürlichen Lebens-

äußerungen.“ Mit solchen Unterbrechungen könne sich der ekstatische Zustand allerdings stundenlang hinziehen, aber die völlige Gebundenheit, die eigentliche Verzückung sei immer von kurzer Dauer. Höre sie auf, so erlangten die Leiblichen und die Seelenkräfte nicht sofort wieder ihre volle Leistungsfähigkeit, sondern blieben noch stundenlang in einem süßen Rausche. Anderwärts spricht sie von den süßen Schmerzen und peinvollen Wonnen der Ekstase, von der Lanze mit glühender Spitze, mit der ein Seraph sie durchbohrt habe. Ihre ersten Beichtväter erklärten diese Zustände für Teufelswerk. Erst der Jesuit Borgia, der spätere General des Ordens, beruhigte sie und half ihr aus großer Not. Aber daß Verzückungen auch vor Zeugen eintraten, verursachte ihr Pein. Sie wehrte sich aus Leibeskräften dagegen, was ihr jedoch nichts nützte, sondern nur ihre Pein erhöhte. Der Wille sei der ihn ergreifenden Kraft Gottes gegenüber so ohnmächtig wie der Strohhalme, wenn er vom Bernstein angezogen wird, oder die abgeschossene Kugel. Lebensgefährlich nennt sie einmal die Ekstasen; im ersten Moment werde sie von Schrecken ergriffen und müsse schreien. Ganz besonders unangenehm war es ihr, wenn sie sich, was einigemal geschah — einmal in der Kirche bei der Vorbereitung auf die Kommunion —, in die Höhe gehoben fühlte, sodaß sie den Boden nicht mehr berührte. (Wie das zu erklären sei, darüber ist im 7. Heft S. 325 eine Vermutung aufgestellt worden.) Auch schärft sie ihren Nonnen ein, sie sollten dergleichen Zustände nicht etwa verlangen, erstreben, von Gott erbitten, herbeizuführen sich bemühen. Sie seien keine Leistungen der Frömmigkeit, sondern reine Gnadengeschenke Gottes, zu deren Erlangung man nichts tun könne und auch nichts tun dürfe. Ja sie seien nicht einmal ein Beweis besonders hoher Vollkommenheit oder auch nur des erlangten Gnadenzustandes. Einem, der wirklich im Zustande der Todsünde lebe, würden sie freilich wohl kaum zuteil werden, aber daß sie einer erlebe, der sich unwissentlich in diesem schlimmen Zustande befinde, das könne vorkommen. Was der Mensch, der nach Vollkommenheit strebt, wünschen und wollen müsse, das sei einzig und allein die vollkommene Vereinigung seines Willens mit dem göttlichen, sodaß er jede, auch die kleinste Sünde meide (auf die katholische Sündenlehre kann hier nicht eingegangen werden) und Gott durch Pflichterfüllung diene. Vor allem solle man nicht fliegen wollen, ehe einem die Flügel gewachsen sind, und nicht Maria spielen wollen, ehe man aus dem Marthastadium heraus ist. Der Weg der Martha sei der sichrere und für die meisten Menschen allein gangbare, doch sei es unrecht, solche zurückzuhalten, die Gott auf den andern Weg rufe. Übrigens ließen sich beide Lebensweisen miteinander verbinden. Sie habe lange Zeit alle ihre äußern Obliegenheiten auf das genaueste verrichtet und doch keinen Augenblick ihre Vereinigung mit Gott unterbrochen gefühlt, die dann natürlich nicht ekstatischer Natur gewesen sei. Sie habe gewissermaßen zwei Seelen gehabt, die verschieden beschäftigt gewesen seien. Das möge wie Unsinn klingen, aber sie könne es nicht anders sagen. Es

würde ja auch wohl Vermessenheit sein, wenn sie all das Wunderbare, das in der so sehr komplizierten Menschenseele vorgeht, erklären wollte, sie, die nicht einmal Philosophie studiert habe. Daß sie dies nicht habe tun können, und darum über ihre innern Erfahrungen, die sie aus Gehorsam gegen ihre Beichtväter aufschreibt, nur in sehr unvollkommener Form berichten könne, bedauert sie; wie sie denn überhaupt manchmal bedauert, daß sie kein Mann geworden ist und nicht als Mann wirken kann, sondern zu den Weibern gehört, die nur beten können und zu sonst nichts taugen, und sie möchte auch ihre geistlichen Töchter zu tapfern Männern erziehen. Was nun den Inhalt der Offenbarungen betrifft, die ihr in ihren Entzückungen zuteil werden, so beschränken sie sich auf Weisungen über den einzuschlagenden Weg — gewöhnlich besagen sie dann, daß sie tun soll, was sie sich vorgenommen hat, ohne sich durch Einreden beirren zu lassen — und auf Vergewisserungen ihres Glaubens. Die Worte, die sie vernimmt, hört sie nicht, sie wird ihrer auf eine unbegreifliche und unbeschreibliche Weise inne. Und die Nähe Jesu, ja aller drei göttlichen Personen, fühlt sie, ohne äußerlich oder innerlich irgend etwas zu schauen. Visionen von Jesus, von Heiligen und von Engeln kommen vor (Visionen von Gott Vater und dem Heiligen Geist sind selbstverständlich nicht möglich), aber sie sind selten, und sie sind nicht wesentlich für die innere Gewißheit, die ihr ohne Vermittlung der Sinne und der Phantasie zuteil wird. Sie unterscheidet dieses Wahrnehmen auf das bestimmteste und unterschiedenste von Phantasiebildern, die, wie sie sagt, auch vom Menschen selbst und vom Teufel erzeugt werden können; das, was sie wahrnimmt, könne weder der Mensch noch der Teufel machen. Als Kriterien zur Unterscheidung göttlicher von teuflischen Eingebungen stellt sie auf: was gegen den katholischen Glauben und gegen das Sittengesetz verstoße, das könne nicht von Gott kommen; fühle sich die Seele durch innerlich vernommene Worte zur Verletzung des Glaubens oder der Sitten versucht, so brauche sie keinen Beichtvater und keine Gelehrten zu befragen: der ungöttliche Ursprung einer solchen vermeintlichen Offenbarung stehe von vornherein fest. Das zweite der beiden Kriterien, die sittlichen Wirkungen, lassen wir selbstverständlich gelten. Theresen verbürgte es den göttlichen Ursprung ihrer Ekstasen, daß sie sich nach jeder solchen heiter, ruhig, demütig, menschenfreundlich, zu jeder Pflichterfüllung aufgelegt, von allem Sündhaften angewidert fand. Ein paarmal hat sie auch den Teufel gesehen — nicht oft —, sich jedoch vor ihm nicht gefürchtet, sondern ihn mit Weihwasser verjagt; er sei ein feiger Gesell, der vor Mutigen Reißaus nehme. Und zweimal ist sie in der Hölle gewesen. Das einmal ist sie durch einen engen, mit stinkendem Unrat angefüllten Gang in die Zelle gelangt, die ihr, falls sie verloren ginge, bestimmt war. Dort hat sie, obwohl in tiefem Dunkel, ein seelisch-leibliches Feuer und im Gedanken an die ewige Dauer dieses Zustandes eine Angst ausgestanden, mit der keine der von ihr in Krankheiten erduldeten Qualen auch nur im entferntesten zu vergleichen

sei. Offenbar ein Angsttraum, dem ihr Kirchenglaube den Phantasiestoff und ihr feines Nervensystem die Intensität gab. Es ist ein schönes Zeugnis für den edeln Sinn und die reine Phantasie der Heiligen, daß sie nicht Henkerzänen beschreibt, die ihr doch im Lande der Inquisition und im Zeitalter der greuelvollsten Justiz näher lagen, als sie dem Dichter der Hölle gelegen haben mögen. Das zweitemal, wo sie, ohne selbst gepeinigt zu werden, nur andre leiden sah, steigerte die Vision ihre Liebe zu den Seelen und ihr Verlangen, sie vor der ewigen Pein zu bewahren; besonders mit den unglücklichen Lutheranern und den armen Heiden in Indien empfindet sie herzliches Mitleid. Eine andre Nonne, von der sie erzählt, hatte einmal erfahren, daß andern Tags einige Verurteilte verbrannt werden sollten, die verstockt blieben. Sie bat Gott, diese Unglücklichen zur Reue zu erwecken, und dafür ihr die ärgsten leiblichen Qualen aufzuerlegen. Ihr Gebet wurde erhört. Die Verbrecher starben bußfertig, sie aber fiel in eine Krankheit, die jahrelang bis zu ihrem Tode dauerte und schreckliche Schmerzen verursachte.

So bereit Teresa auch war, ihre äußern Pflichten zu erfüllen, bereitete ihr dennoch die Rückkehr aus der Ekstase in die „traurige Komödie des Lebens“ jedesmal Schmerz; als eine Pein empfand sie die Notwendigkeit, Nahrung zu sich zu nehmen, zu schlafen und so viele weltliche Geschäfte besorgen zu müssen, besonders so lästige wie die Geldgeschäfte und die ewige Brieffschreiberei, für die sie, wenn sie die Geduld verliert, auch manchmal den Teufel verantwortlich macht. Diese vielen Geschäfte zog ihr die Klosterreform zu, die sie unternahm. Wie das so zu gehn pflegt, die Karmeliter und Karmelittinnen waren von der Strenge ihrer Ordensregel abgewichen, und Teresa fand, das Leben, das die Mönche und Nonnen des Ordens führten, sei weit schlimmer als das weltliche Leben. „Wollten die Eltern, schreibt sie in ihrer Biographie, meinen Rat annehmen, so würden sie trotz allen Gefahren der Welt schon im Interesse ihrer eignen Ehre ihre Töchter lieber — sei es auch tief unter ihrem Range — verheiraten oder in ihrem Hause behalten, als sie in ein Kloster mit laxer Disziplin treten lassen, es sei denn, daß sie so gut geartet wären, daß sie sich auch unter höchst ungünstigen Verhältnissen zu halten vermöchten. Führen sich Mädchen im elterlichen Hause schlecht auf, so wird dies viel früher entdeckt als im Kloster, wo sie ihre Ausschreitungen lange verbergen können, bis der Herr sie endlich doch an den Tag bringt. Aber dann haben sie bereits nicht nur sich selbst, sondern auch andern den empfindlichsten Schaden zugefügt. Die Ärmsten selbst haben ja am Ende nicht die größte Schuld; sie gehn nur auf dem Wege fort, der ihnen im Kloster gewiesen wird.“ Ermuntert durch das Beispiel und den Rat des großen Asketen Peter von Alcantara, der den Franziskanerorden reformiert hatte, und den sie 1560 persönlich kennen lernte, schritt sie zur Reform ihres eignen Ordens. Sie stiftete ein Klösterchen zu Avila, in dem sich wenige arme Jungfrauen zur Beobachtung der ursprünglichen strengen und von ihr noch durch Geißelungen und Versagung der Fußbekleidung verschärften Regel

verpflichteten. Ganz barfuß sollten nur die Männer gehn, die Frauen dürften Sandalen tragen. Die Karmeliter der strengen Observanz, die sich im Fortgang der Reform als ein besondrer Orden konstituierten, nannten sich darum unbeschuhete (*discalceati*). Für die Gründung von Männerklöstern bot sich ihr Johann vom Kreuz als Gehilfe an, der jünger und im geistlichen Leben ihr Schüler war, von dem sie sich aber in den theologischen Wissenschaften unterrichten ließ. Daß sie auf gänzlicher Armut bestand — ihre Nonnen sollten bloß von Almosen und etwaigem Ertrag ihrer Handarbeit leben —, bereitete ihr gleich im Anfang Schwierigkeiten; die Bürger fürchteten, daß ihnen diese Klosterleute zur Last fallen würden. Auch die Gründung von Jesuitenkollegien erregte aus diesem Grunde manchmal Unruhen, wie man aus Briefen Theresens erfährt; die Spanier sind also damals noch nicht so bigott gewesen wie später. Teresa sah sich genötigt, den Grundsatz der vollkommenen Armut aufzugeben und zu gestatten, daß die Existenz der Klöster durch Schenkungen und durch die von wohlhabenden Novizen mitgebrachten Kapitalien gesichert wurde. Daß die Brüder und Schwestern von der mildern Observanz, für die in der Reform ein Vorwurf und eine Gefahr lag, ihr nicht freundlich gesinnt sein konnten, versteht sich von selbst, und Teresas Verfahren und Benehmen war nicht geeignet, sie und die geistlichen und weltlichen Behörden, die von ihnen gewonnen wurden, zu versöhnen. Sie reiste in ganz Spanien herum, gründete nach und nach über dreißig Klöster, machte sich wenig aus Einsprüchen, Verbotten und Exkommunikationen und liebte es, *faits accomplis* zu schaffen. Sie ließ nicht neue Häuser bauen, sondern kaufte Bürgerhäuser, und um die Machinationen der Gegner zu vereiteln und zukünftigen vorzubeugen, pflegte sie die Verhandlungen mit den Hausbesitzern geheim zu halten und durch rasche, womöglich nächtliche Besitznahme alle Weiterungen abzuschneiden. „Läßt man sich erst darauf ein, Gutachten zu sammeln, so bringt der böse Feind alles in Verwirrung.“ Leute, die ebenso entschlossen sind wie sie selbst, machen ihr Freude; furchtsame, bedächtige und unentschlossene bereiten ihr Unbehagen. Von einer solchen nächtlichen Okkupation in Medina del Campo erzählt sie, Gottes Barmherzigkeit habe es gefügt, daß ihnen keiner von den Stieren begegnet sei, die für den Kampf des nächsten Tages in die Arena geführt wurden. Die Einrichtung war natürlich im Anfang immer sehr dürftig, was ja dem Ordensgeiste entsprach; je kümmerlicher sich die Nonnen behelfen mußten, desto mehr freuten sie sich. Einmal brachte der bei der Gründung behilfliche Bruder, weil Pünktlichkeit doch sehr wichtig sei, fünf Uhren geschleppt, was den Nonnen großen Spaß machte. Manche der erworbenen Häuser waren schlecht und verfallen. Da gab es viel Arbeit und Sorge wegen der Herstellung, und in allen Fällen mußte ja manches verändert, namentlich ein Saal zur Kirche umgestaltet werden, und Teresa ließ es am Antreiben der Handwerker nicht fehlen. Sie möchte nur bescheidne, womöglich ärmliche Häuser, ohne Wanderschmuck, freute sich aber doch, als sie in Sevilla ein sehr schönes Haus, das zwanzigtausend Dukaten wert sei, „so gut wie umsonst“ erworben hatte. Die

Lage sei vortrefflich; man werde darin die Hitze nicht spüren; der Hof sei „wie aus Eiszucker gemacht“ (also wohl mit weißem Marmor gepflastert); um den innern Hof lägen gute Zimmer, in denen sie sich sehr wohl fühlten; sie hätten einen reizenden Garten und prachtvolle Aussicht. Während ihre Regel den Verkehr der Nonnen mit der Außenwelt in dem Grade beschränkt, daß nicht bloß Tatsünden, die Anstoß geben könnten, sondern auch schon der Verdacht solcher beinahe unmöglich gemacht erscheint, legt sie sich selbst auf ihren Reisen gar keinen Zwang auf, wählt Neffen, Klosterbrüder, andre Herren zu Reisebegleitern, freut sich eines armen jungen Mannes, der sich ihr für allerlei Dienste anbietet und sich ungemein eifrig und tauglich erweist. Sie berichtet über derlei so unbefangen, daß man sieht, es kommt ihr gar nicht in den Sinn, daß jemand etwas Arges darin finden könnte.

Im Jahre 1576 entlud sich der Unwille ihrer Gegner, den sie schon in einzelnen Verationen zu fühlen bekommen hatte, in einem großen Sturm, der über drei Jahre anhielt. Sie kam darin verhältnismäßig glimpflich weg — ihr Gehilfe Johannes hatte Hartes zu erdulden — mit Internierung in einem Kloster, das sie selbst wählen durfte; sie entschied sich für Toledo. Mit welcher Leidenschaft auf beiden Seiten gekämpft wurde, ersieht man aus folgender Szene, die Teresa in einem Briefe an die Priorin zu Sevilla schildert. In ihrem Mutterkloster zu Avila war Priorinwahl. Der Provinzial der Beschuheten kam hin, die Wahl zu leiten, und „brachte Bannsprüche und andre Kirchenstrafen für die mit“, die Teresen wählen würden. Trotzdem stimmten fünfundfünfzig Nonnen für diese. Bei jeder Stimme, die abgegeben wurde, „sprach der Provinzial Bann und Fluch aus, zerklopfte und zerknitterte die Stimmzettel mit der Faust und verbrannte sie“. Als Teresa das schrieb, lebten die Nonnen schon vierzehn Tage im Bann, durften keinen Gottesdienst besuchen und mit keinem Menschen sprechen. „Was aber noch lächerlicher ist, der Provinzial berief sie am Tage nach der zerknitterten Wahl anderweit [?] zusammen, um eine neue Wahl vorzunehmen; jene aber antworteten: die Wahl sei vollzogen, eine neue vorzunehmen, keine Veranlassung.“ Teresa siegte zuletzt, wie es scheint, mit Hilfe Philipps des Zweiten, an den sie sich in mehreren Briefen gewandt hatte. Die bei der Inquisition gegen sie und ihre Gehilfen anhängig gemachten Prozesse wurden eingestellt, der fernern Ausbreitung der Reform und der Konstituierung des neuen Ordens keine weitem Hindernisse bereitet. Die Ekstasen haben in ihrer letzten Lebenszeit (wie es scheint, während der ganzen Periode der Klostergründungen) aufgehört; ihre Vereinigung mit Gott war jene ruhige und habituelle, das äußere Wirken nicht hindernde, die sie als ein Zweiseelenleben charakterisiert. Sie starb auf der Rückreise von Burgos, wo sie ihre letzte Klostergründung vorgenommen hatte, infolge von Erkältung und schlechter Pflege zu Alba am 4. Oktober 1582. Im Jahre 1622 wurde sie kanonisiert, und 1818 haben sie die Cortes dem Apostel Jakobus (San Jago) als Patronin Spaniens beigegeben. Die Verdoppelung der himmlischen Patronanz hat den Spaniern nichts genützt.

Besser wäre es gewesen, sie hätten sich die praktische Frau zum Beispiel genommen, die ihren Nonnen einmal schreibt: Helft euch selbst, so wird Gott euch helfen.

Sene Loslösung von der Welt, die sie predigt, ist in ihren Briefen nicht zu spüren. Sie berichtet einmal über eine „herrliche Freundschaft“ mit einer edeln Witwe; wie sie darob von ihrem Beichtvater getadelt worden sei, sie aber geantwortet habe, ihre Freundschaften überschritten nicht die Grenzen des Erlaubten, warum also mit den Freunden lieblos brechen? Der Beichtvater habe ihr jedoch geraten, diese Angelegenheit Gott zu empfehlen, da sei ihr, während sie den Hymnus *Veni creator Spiritus* betete, die erste Verückung zuteil geworden, und darin habe sie die Worte vernommen: „Ich will, daß du fortan nicht mehr mit Menschen, sondern nur noch mit Engeln verkehrst.“ Seitdem sei es ihr leicht gefallen, den Verkehr mit ihren Freunden abzubrechen, und sie empfinde besondere Liebe und Zuneigung nur noch für solche Personen, die Gott lieben und im Gebet leben. Umgang mit andern, Verwandte und alte Freunde nicht ausgenommen, sei ihr ein schweres Kreuz. Sei es nun, daß sie sich in dieser Beziehung über ihr eignes Herz getäuscht hat, oder daß sie es für Pflicht der Nächstenliebe hielt, eine Teilnahme und ein Interesse an den Schicksalen anderer zu bezeigen, die sie nicht empfand — ihre Briefe (gesammelt und herausgegeben sind deren 342) fließen über von solcher Teilnahme an weltlichen Dingen, obwohl sich allerdings die größere Hälfte mit Ordensangelegenheiten und Erfahrungen des innern Lebens beschäftigt. Sie hängt mit großer Liebe und Verehrung an ihrem Vater („mit Zärtlichkeit“ darf man nicht sagen, denn sie versichert, daß sie nicht im mindesten zärtlich sei) und steht ihren Brüdern, Schwestern und Neffen in deren weltlichen Angelegenheiten, die sie unausgesetzt im Auge behält, mit Rat und Tat bei. Sie bittet ihren Bruder Lorenzo, einem entgleisten Bruder, der sich ihm unausstehlich gemacht hat, ein Jahrgeld auszusetzen, und klagt sich bei dieser Gelegenheit an, daß ihre Liebe zu diesem verunglückten Bruder so äußerst schwach sei; sie empfinde, zu ihrer großen Betrübnis, nicht einmal den Schmerz, den sie beim Unglück eines fremden Menschen zu empfinden verpflichtet sein würde. (Der bigotte Herausgeber Clarus nennt diese Selbstanlage „heilige Verstellung“. Die durchaus gerade, offene und wahrhaftige Frau hat aber sicherlich nie in ihrem Leben Verstellung geübt und würde mit einem, der ihr „heilige“ Verstellung hätte anraten wollen, gründlich abgefahren sein.) An den Bruder Lorenzo und seine Kinder hat sie zahlreiche Briefe gerichtet. Er war sehr fromm und wählte sie zur Seelenführerin, gelobte ihr sogar Gehorsam, was sie eine Dummheit nannte. Sie mahnte ihn, in Abtötungen Maß zu halten, auf seine Gesundheit bedacht zu sein und sich namentlich nichts am nötigen Schlaf abzubrechen. Daß er guten Schlaf habe, worüber er klage, sei eine Gnade Gottes; alte Leute brauchten mindestens sechs Stunden Schlaf. Ein Gutskauf verursacht ihm Besorgnis; er werde nun nicht mehr so viel Zeit für Gebet und Betrachtung übrig haben; es würde für sein Seelenheil vorteilhafter sein, wenn er als Rentner lebte. Sie beruhigt ihn. Auch das

Zinseneintreiben verursache viel Zeitverschwendung und dazu Argernis. Ein Landgut bewirtschaften sei viel besser; das sei eine nützliche Beschäftigung; die darauf und auf die Erziehung der Kinder verwandte Zeit sei nicht verloren, sondern ebenfögut angewandt, als wenn sie mit Gebet ausgefüllt würde. Als Familienhaupt müsse er ein Haus machen und seine Kinder versorgen. (Einen andern Edelmann tadelt sie, daß er, aus Besorgnis, mit seinen bescheiden Mitteln nicht standesgemäß auftreten zu können, auf seinem Dorfe hocken bleibt, anstatt in die Stadt zu ziehn, wo er Schulen für seine Kinder fände.) Vor seinem Gutsverwalter, an dessen Ehrlichkeit sie zweifelt, warnt sie ihn. Sie freut sich über die Verhehlungen in ihrem Verwandten- und Bekanntenkreise. Dem Bischof von Palencia gratuliert sie zur Verlobung seiner Nichte. Daß der Bräutigam ein ältrer Mann sei, dürfe man nicht als einen Übelstand ansehen; von ältern Männern würden die Frauen gewöhnlich besser behandelt als von ganz jungen. (Ihren Nonnen hält sie oft vor Augen, was es für ein Glück für sie sei, daß sie nicht unter das Ehejoch zu kriechen brauchten.) Nach dem Tode ihres Bruders Lorenzo schreibt sie an dessen Sohn Lorenzo, sie fühle sich jetzt sehr vereinsamt, und spricht ihre Freude aus über die Verlobung eines andern Neffen, dessen fünfzehnjährige Braut schön, klug und mit großen Familien verwandt sei (sie nennt unter andern zwei Herzöge und einen Marquis). Leider sei sie nicht reich; sie bekomme nur viertausend Dukaten mit, und da der Bräutigam verschuldet sei, würden sie schlecht durchkommen. Mehrere ihrer Verwandten haben in Indien und Peru Vermögen gesammelt und unterstützen sie. Sie braucht nämlich oft Geld zu ihren Klostergründungen, obwohl einzelne ihrer Novizen ansehnliche Summen mitbringen. Unter andern ist bei Hauskäufen eine Abgabe, die Alcabala, zu entrichten. Deren Berechnung ist manchmal nicht leicht, aber sie kennt sich, da sie genug Übung hat, in allen juristischen und Geschäftssachen gut aus und ist schon eine rechte „Schacherfrau“ geworden. Manchmal muß sie Geld leihen und wundert sich, daß sie so viel Kredit hat, da sie doch keine Sicherheit bieten könne. Wenn eine Novize statt des baren Geldes Liegenschaften zubringt, ist ihr das verdrießlich wegen der Umstände, die es verursacht. Daß sie eine Zeit lang zwei liebenswürdige Kinder bei sich haben darf, ist ihr eine willkommene Erholung. Einer Priorin empfiehlt sie als Mittel gegen Harnbeschwerden getrocknete wilde Rosenäpfel(?), rät aber doch dringend, den Arzt zu befragen. Gegen Fieber hat ihr geholfen: Räucherung mit einer Mixtur aus Haarstrang(?), Koriander, Eierschalen, Öl, Rosmarin und Lavendel. Ein scherzhafter Brief an eine Dame, die sich bei einem Besuch in Theresens Kloster vergebens auf eine geistliche Unterhaltung gespitzt hatte, gibt dem Herausgeber Anlaß zu der Bemerkung, daß Teresa solchen Unterhaltungen auszuweichen pflegte, wenn man sie suchte (wenn sie interviewt wurde, sagen wir heute). Bei Hofe brachte sie die Herren und Damen, die recht viel Mystik von ihr zu profitieren gedachten, durch das Lob der schönen Straßen von Madrid aus der Fassung, und einen Jesuiten, der bei seinem Besuch dreimal zu einer Erörterung der

Mystik ansetzte, behandelte sie als Luft, indem sie sich mit einem gleichzeitig anwesenden Gutbesitzer über landwirtschaftliche Gegenstände unterhielt. In den Briefen an den König ist ihre Sprache so natürlich wie in allen andern; selbstverständlich beobachtet sie die konventionelle Form, die einfach genug ist: „Euer Majestät unwürdige Dienerin und Untertanin Teresa von Jesus“, in der Anrede nichts als „Euer Majestät“, während sie in den übrigen Briefen, auch an ihre Verwandten, ihre jungen Neffen, nie das „Euer Gnaden“ versäumt, das die spanische Höflichkeit fordert. In einem der Briefe an den König schreibt sie: „Die Göttliche Majestät erhalte Sie so viele Jahre, als die Christenheit Ihrer bedarf.“ Gewiß originell. Charakteristisch ist eine Nachschrift in einem Briefe an ihre Schwester Johanna. Sie legt einen Brief ihres Bruders Lorenzo an diese bei, den sie in einer an sie gerichteten Sendung zur Weiterbeförderung bekommen hatte. (Die Briefbeförderung war unsicher und umständlich, und Teresa berichtet oft über die Sicherungsmaßregeln, die sie trifft.) Da bemerkt sie nun: „Ich öffnete den beifolgenden Brief meines Bruders, um . . . Nein! Ich wollte ihn öffnen, bekam aber Gewissensbedenken. Steht etwas darin, was nicht dortige, sondern hiesige Angelegenheiten betrifft, so benachrichtigen Sie mich!“ Diese verheiratete Schwester Johanna, schreibt sie einmal an Lorenzo, sei ein Engel; sie selbst, Teresa, sei unter allen Geschwistern die schlechteste und böseste. Ihre Geldklemmen entstanden einigemal daraus, daß sie Summen, die ihr später fehlten, voreilig verwandt hatte, teils auf Almosen, teils auf Geschenke an Gelehrte, die sie in Seelenangelegenheiten zu Rate zog; ich mache solche Geschenke, schreibt sie, „um mir diesen Herren gegenüber die Freiheit zu wahren, ihnen meine Meinung zu sagen.“

Ehe ich meine Meinung über Teresa ausspreche, will ich vorher noch etwas von ihrem Gehilfen Johannes erzählen. Gleich diesem, hat sie auch Gedichte hinterlassen; nicht viele, schreibt Böckler, aber um so gehaltreichere. Die ersten beiden Strophen der Motette an den Erlöser: *O hermosa que excedeis* lauten in Diepenbrocks Übersetzung:

Schönheit, Sonne, die die Kerzen  
 Aller Schönheit dunkel macht,  
 Ohne Wunden gibst du Schmerzen,  
 Tilgest ohne Schmerz im Herzen  
 Aller irdischen Liebe Macht.

Band, das einiget zwei Wesen,  
 Die getrennt sind himmelweit,  
 Ach, warum willst du dich lösen,  
 Da, als du geknüpft gewesen,  
 Sich in Luft verkehrt das Leid.

Carl Jentsch

